Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 73. Montag, 14. März 1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

20. Fortsetzung. (Nachdruck verboten).

Adele ist rasch für das Abenteuer gewonnen, sie wird den Brief befördern und ebenso eine Antwort — tief im Herzen fühlt sie dadurch den Haß befriedigt, den sie gegen August hegt . . . Ja, sie haßt ihn, haßt ihn nicht nur wegen des Auftritts, den er ihr am Unglückstag gemacht: ach, jeder Tag seit neun Jahren ist ja ein Unglückstag gewesen, an jedem Tag hat dieser stumpfe Mensch, dieser resignierte Philister, dieser Wildling, dieser brutale Tyrann, dieser Säufer und Schürzenjäger das holde, zarte, von Geist und Phantasie glühende Menschenbild, das turmhoch über ihm steht und alles Glück der Welt verdient hätte, gequält, gepeinigt verwundet, geschlagen, mit Füßen getreten! Sie fühlt: um so mehr muß sie die geliebte Freundin entschädigen für das, was eine unglückliche Ehe ihr versagt hat, muß sie ihr alles zuliebe tun . . und rasch, rasch muß sie's tun, wer weiß, wie lange sie's noch kann? Denn die Mutter macht beängstigende Pläne, die Stadt zu verlassen, sie kränkelt, das Klima bekommt ihr nicht, ist ihr eigentlich nie bekommen, sie möchte an den milden Rhein übersiedeln. Adelens Herz preßt sich zusammen bei dem Gedanken an Trennung: ach, die Zeit nützen, alles für Otti tun! . . . und alles tun, was — ihn quälen, ihm schaden, ihn strafen kann, den Gehaßten, der ihr den liebsten Menschen genommen — wozu? Um ihn mißachtend zu zerstören! . . . Triumphierend empfängt sie den langen, krausen, mit Versen untermischten Brief, den Ottilies noch schwache Hand für Charles Sterling in Genua aufgesetzt hat.

*

„Charles Des Voeux, First Secretary Of His British Majesties Legation At Berlin", steht auf der eleganten Besuchskarte, die Ottilie eines Nachmittags an den Teetisch gebracht wird, wo eine ganze Gesellschaft versammelt ist: die beiden Egloffsteins, wie gewöhnlich, dazu die bildschöne Jenny von Pappenheim, die sich, dem Altersunterschied zum Trotz, zärtlich an Ottilie angeschlossen hat, regelmäßig kommt und mit dem kecken Spiel ihrer schwarzen Augen allen Männern die Köpfe verdreht, Kanzler von Müller, Hofrat Soret, der jetzt den Ehrendoktorhut von Jena trägt, und seine Kollegin Mademoiselle Espérance Sylvestre, die Erzieherin der Prinzessinnentöchter, der gleichfalls mit dem Jenaer Doktorhut geschmückte unentbehrliche Eckermann, der nun längst nicht mehr seinen Dorfschneiderrock trägt, sondern eher ein Elegant geworden ist (sagt man nicht, er liebe neuerdings weniger die Braut im fernen Hannover, als eine unsrer Schauspielerinnen?), von Engländern die Herren Marquis of Douero, Fitz-Roy, Shelley, ferner Mrs. Selina Bracebidge, bekannte englische Romancière, die augenblicklich mit ihrem Gatten in Deutschland reist, und natürlich Adele, die sehr mit Mrs. Bracebridge befreundet ist.

In diesen plaudernden und teetrinkenden Kreis tritt Charles Des Voeux: hochgewachsen, das rote Haar zum Mittelscheitel geordnet, über den Ohren dick zusammengekämmt, eine phantasievolle Krawatte über der mausgrauen Weste. Er küßt Ottilie artig die Hand und darf sich an ihre Seite setzen und seine Geschichte erzählen. Seine Geschichte? Nun, die ist einfach: Nach drei Jahren Dienst in der Berliner Gesandtschaft ist er um halbjährigen Urlaub eingekommen, den er hierselbst zu verbringen beabsichtigt. — Und warum gerade hier? — Seiner starken literarischen Interessen wegen. Er liebt die deutsche Literatur, es ist sein Wunsch und Plan, das eine oder andre daraus seinen Landsleuten in Übersetzungen zugänglich zu machen, er hat sich schon an dem einen oder andern Gedicht versucht und hofft nun, daß die Atmosphäre dieser Musenstadt seinem Vorhaben günstig sein werde. Im „Elephanten", wo er abgestiegen ist, hat man ihm gesagt, daß alle Engländer bei der Frau Geheimen Kammerrätin am Frauenplan Besuch zu machen pflegen.

„Ja", sagt Ottilie und lächelt dazu, indem sie sich bemüht, ihr immer noch etwas unansehnliches Gesicht hinter dem Lichtschirm zu bergen, „ich bin hier so etwas wie der Großbritannische Konsul . . ." Sie bricht ab, ihre Stirn rötet sich: hat sie nicht ganz das gleiche auch Charles gesagt — dem andern Charles — damals?

Des Voeux fügt sich weltgewandt in die allgemeine Unterhaltung ein, er spricht englisch mit seinen Landsleuten — übrigens hört Ottilie, daß er ein Schotte ist — und ebenso gut deutsch mit den Deutschen. Mrs. Selina Bracebridge belegt ihn vielleicht allzusehr mit Beschlag — Ottilie lauscht angestrengt hinüber, sie reden von Lord Byron und von seinem tragischen Ende vor Missolunghi (Mrs. Bracebridge versichert laut, gar keine Verehrerin des Lords zu sein, dessen home-life . . . nun, man wisse ja nur zu gut!). Des Voeux spricht übrigens genau so gut französisch mit Hofrat Doktor Soret, und das ist bei einem Engländer gewiß ein Wunder. Er hat eine stark gebogene Nase unter kühn geschwungenen Brauen und rötliche Koteletten, heller als das kupferrote Haupthaar. Aparte Erscheinung, denkt Ottilie. Ein wenig erinnert der Bau seines Kopfes an August — aber Des Voeux ist im ganzen zierlicher, feingliedriger, vornehmer, denkt Ottilie. Sie läßt sich viel aus Berlin erzählen, vom Hofe, aus der Gesellschaft, vom Theater, schnell ergeben sich auch gemeinsame Bekannte: zum Beispiel im Hause Savigny verkehrt Des Voeux; aber die Abende in der Singakademie — nein, die besucht er nicht, nein, er ist leider gar nicht musikalisch.

„Und doch sollten Sie", sagt Ottilie, „wenn Sie zu-

rückkehren, den prächtigen alten Zelter kennenlernen — er ist das größte Original, das es gibt."

„Oh, ich mag noch nicht an die Rückkehr denken", antwortet Des Voeux, und plötzlich sieht Ottilie, daß dies ernste Gesicht auch zu lächeln versteht.

„Heute war es nichts", sagt sie, als die Gesellschaft auseinandergeht, und er im Gedränge zum Abschied ihre Hand hält: „Vielzuviel Menschen, das zersetzt jedes Gespräch. Sie müssen allein kommen. Machen Sie mir morgen vormittag die Freude und bringen Sie Ihre Übersetzungen mit — Sie wohnen im Elephanten? Aber Sie werden dort nicht bleiben, wenn Sie sich hier für ein halbes Jahr festsetzen wollen. Ich bin Ihnen gern behilflich, ein passendes Quartier zu finden." Hat sie nicht gerade so zu dem andern Charles gesprochen — damals?

Andern Tags, eine Stunde vor Mittag, stellt der Legationssekretär Des Voeux sich pünktlich wieder ein. Sie sitzen zusammen im Sofa, er holt aus der Tasche seines grauen Rocks ein dünnes Heft, darin sind einige von seinen Übersetzungen aufgezeichnet. Ottilie liest sie aufmerksam. Gleich zu Anfang steht das Gedicht des Vaters an den Mond: „Füllest wieder Busch und Tal . . ." Ottilie findet es sehr gelungen: ob sie es dem Vater zeigen dürfe? Sogleich bringt Des Voeux seinen Wunsch vor, Seiner Exzellenz aufzuwarten; und er vertraut ihr seine geheimste Absicht, die ihn hergetrieben: das wundervollste Kunstwerk, den „Tasso", zu übersetzen. „Aber da werde ich viele Hilfe bedürfen", sagt er zögernd.

Hilfe! das Wort rührt die empfindlichste Saite in Ottiliens Herz. Ihr heißestes Verlangen ist ja immer: zu helfen, zu dienen, wenn sie . . . . Sie denkt den Gedanken nicht zu Ende, wagt es auch nicht, und fühlt doch, wie es um sie steht. O Gott im Himmel, muß sie denn in jedes Licht taumeln, das in der Nacht ihres glücklosen Alltags aufflammt? . . . Sie denkt an Ferdinand Heinke, denkt an Charles Sterling — etwas in ihrer Brust drängt sie, von ihm zu reden. Des Voeux schüttelt den Kopf: nein, den jungen Sterling kennt er nicht, aber der Konsul-Papa ist ihm natürlich ein Begriff — aus dem Diplomatenkalender. Er selber ist niemals in Italien gereist, hat auch keine Sehnsucht nach der bellezza von Seen, Bergen, Ruinen, zerlumptem Volk; ihn hat es immer nach Deutschland gezogen, diesem Lande, so reich an Geistesschätzen aller Art. Was ist die Natur? Der Geist ist alles! sagt er mit verhalten glühender Leidenschaft. — Ottilie spricht nicht mehr von Sterling, aber sie weiß: die Ströme, die unsichtbar zwischen ihr und dem hochgewachsenen Manne neben ihr auf dem Sofa hin und wider gehen, haben schon einmal dieses Zimmer erfüllt, schon einmal um zwei Herzen den magischen Zauberring geschlossen, der von aller Welt trennt und alle Welt seit.

Des Voeux äußert den Wunsch, bei Hofe vorgestellt zu werden, sie sagt sogleich, daß sie mit ihrem Manne, dem Kammerherrn, darüber sprechen werde, damit er die Vermittlung beim Oberhofmarschall übernehme. — Er wird es nicht tun wollen, schießt es ihr durch den Kopf, aber schon weiß sie einen andern Weg: Wenn der Vater es will, gehorcht er schweigend.

Diesen Abend ist sie allein — sie ist jetzt oft allein, denn die Komödie, durch die Elemente ihres Hauses beraubt, spielt nicht alle Tage — und August? August ist Abend für Abend fort: entweder ist er beim Vater, oder er ist — anderswo. Wo? Sie ahnt es, aber sie schüttelt die Ahnung mit eigensinniger Bewegung ab: nein, nein! Jede Frage, jede Empfindlichkeit würde einen Riß in die dünne Haut des Nebeneinander schneiden, die allein das Zusammenleben unter einem Dache und Wand an Wand möglich macht! . . . Sie geht in ihrem Wohnzimmer auf und ab, geht auch ins Schlafzimmer hinüber, dessen Tür offen steht und in dem die Lampe brennt, ihr Herz ist in einer stürmischen Erregung. Sie sieht Ferdinand, sieht Charles, sie fühlt alles noch einmal, was sie mit beiden erlebt, um beide gelitten, sie weiß plötzlich: die beiden sind nichts gewesen als die Vorankündigung dieses einen, zu dem ihr Blut mit allen Pulsen drängt! . . . Und als Des Voeux am nächsten Nachmittag wiederkommt und ihr, wie er versprochen, den ersten Gesang von Byrons „Lara" vorliest, das leidenschaftliche Epos von dem stolzen, finsteren, herrlichen gewaltsamen Ritter, den ein geheimnisvolles Verbrechen belastet, da fließen ihr die drei Gestalten zu einer zusammen: Lara. Ihre Wangen stehen in brennender Glut, und da er geendet hat und ihr forschend in die Augen blickt, fühlt sie, daß sie jetzt reden muß.

„Des Voeux!" sagt sie, und ihre Stimme bebt. „Es ist besser, glauben Sie mir, es ist besser, daß Sie gehen! Wohin sollen wir treiben? Denn ich fühle, Des Voeux, wir sitzen beide in einem Boot und gleiten stromab — wohin, wohin? . . . Wenn Sie mich besser kennten, Des Voeux, wenn Sie wüßten, wie mein Leben ist an der Seite eines Mannes, der nicht mehr mein Mann ist, dem ich lange schon nicht mehr Frau bin — ach, Sie würden leicht verstehen! Verstehen, wie sehr Ihr Anblick, Ihre Stimme, Ihr ganzes Wesen mich berührt, ja in einen wahren Aufstand der Gefühle stößt . . . Nein!" ruft sie und greift leidenschaftlich nach seiner Hand: „Sagen Sie nichts, hören Sie mich zu Ende an! Ich fühle für Sie, und ich fühle zugleich, daß ich Ihnen Wahrheit schuldig bin. Was haben Sie über mich gebracht, Des Voeux! Sie haben mein Herz zur Untreue verführt — nicht Untreue gegen den, dem ich längst keine Treue mehr schuldig bin, sondern gegen den, den ich liebe und von dem man mich mit tyrannischer Gewalt getrennt hat. Großer Gott, nie hab' ich's für möglich gehalten, daß jemals ein andres Gefühl über dies eine triumphieren und es verdrängen kann! Ich habe immer geglaubt, daß meine ganze Seele an Charles Sterling gebunden ist, ob ich auch von ihm getrennt sein muß — und nun kommen Sie und reißen mich mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm los!" Sie senkt den Blick, sieht nieder auf diese männliche, ein wenig sommersprossige Hand, die immer noch reglos in der ihren liegt, fühlt: von dem, was er jetzt sagt, hängt alles ab . . .

Lange schweigt Des Voeux, er ist so betroffen, er weiß gar nicht, was antworten. „Ich bitte Sie . . ." fängt er endlich stockend an. „Vergeben Sie mir, ich bitte Sie. Ich kam unschuldigen Herzens hierher, Sie sind mir so freundlich entgegengekommen, ich wäre unglücklich, wenn ich den Frieden Ihres Herzens störte, ohne es zu wollen. Wahrhaftig, ich wollte es nicht, denn — lassen Sie mich Ihr Vertrauen mit Vertrauen erwidern —, denn ich stehe in einem ähnlichen Verhältnis wie Sie. — Befehlen Sie, daß ich gehe?"

In einer plötzlich aufflatternden Angst umklammert sie seine Hand, seinen Arm. „Nein, Des Voeux! Jetzt gehen — das hieße, mich in dem Hungerturm zurücklassen, in den Sie mich gestoßen haben. Das dürfen Sie nicht! Nein, das dürfen Sie nicht! Ich will alles vergessen, was einstens war, und allein an Sie denken und allein für Sie leben . . . Nur wenn Sie das nicht können, wenn Sie diesen Dienst und dies Opfer nicht annehmen können, das ich Ihnen mit offenen Händen bringe — nur dann gehen Sie!" Sie schweigt, die Augen gesenkt, sie wagt nicht aufzublicken, ihn anzusehen, denkt nur immer wieder: Wie kann er mich lieben, mich alternde, entstellte Frau! — Ach, unmenschlich langsam sickert die Minute dahin, tausendmal möchte Ottilie aufspringen und aus dem Zimmer laufen und sich irgendwo tränenüberströmt verkriechen, aber zitternd fühlt sie, daß sie auch dazu die Kraft nicht mehr hat —: da birst plötzlich die qualvolle Ewigkeit über ihr, und wie von Engelsstimmen gesungen, klingen drei kleine, zärtliche Worte in ihr Ohr: „I love you!" — und ein Arm legt sich sanft um ihre Schulter, und ein Atem ist auf ihrer Wange: Ich liebe dich! Ich liebe dich!

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken.

Von **Hermann Hesse.**

Schwer ist es, die Tugenden, die wir haben, nicht zu überschätzen. — Schwerer ist es, die Tugenden, die wir gern haben möchten, nicht zu überschätzen.

*

Leicht unterschätzen wir die Leiden der andern. — Noch leichter überschätzen wir das Glück der andern.

Wie Schliemanns trojanischer Goldschatz nach Deutschland kam.

Heinrich Schliemanns geniale Tat der Entdeckung der der Welt Trojas und Homers gehört der Geschichte an. Wie kein anderer Deutscher hat der mecklenburgische Pastorssohn, der Krämerjunge, Großkaufmann und Goldhändler das Land der Griechen mit der Seele gesucht und in einem ebenso abenteuerlichen wie folgerichtigen Lebenslauf Erfüllung seiner Träume gefunden. Eine meisterhafte Schilderung dieses genialen, durchaus originellen Mannes und seines phantastischen Schicksals schenkt uns jetzt Emil Ludwig in einem soeben bei Paul Zsolnay in Wien erschienenen Werk: „Schliemann, Geschichte eines Goldsuchers." Die wie ein spannender Roman dahinstürmende Handlung des Buches ruht auf strengster wissenschaftlicher Grundlage, nämlich auf dem aus etwa 20 000 Dokumenten bestehenden Nachlaß, durch den uns hier eine Fülle unbekannter Briefe und Urkunden erschlossen werden, ergänzt durch Mitteilungen der Familie. Besonders wichtig sind die Veröffentlichungen aus Schliemanns Briefwechsel mit Virchow, mit dem ihn engste Freundschaft verband. Virchow ist es auch zu danken, daß die in Troja gemachten Funde, vor allem der berühmte Goldschatz, nach Deutschland kamen und heute eine der größten Sehenswürdigkeiten des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte sind. Schliemann erreichte den Höhepunkt seines Lebens, als er im Boden von Hissarlik, wo er die Stätte Trojas mit sicherer Ahnung erkannt hatte, jenen Goldschmuck fand, der seinen von frühster Kindheit an in ihm wurzelnden Glauben an die Wirklichkeit der Welt Homers bestätigte. Nachdem er die Arbeiter entfernt hatte, hob er selbst mit seiner zweiten Gattin, der Griechin Sophia, die die treue Helferin seiner Arbeit wurde und die ebenso treue Verwalterin seines Erbes blieb, Stück für Stück der goldenen Geräte aus dem kupfernen Gefäß, in dem sie verwahrt waren, und legte sie in ihr großes rotes Tuch. Als er sie in seiner Bretterbude gezählt, gewogen und gemessen hatte, da umfaßten diese Schätze zwei goldene Diademe, eins davon aus 90 Ketten, 12 271 Ringe, 4066 Plättchen und 16 Idole; außerdem 24 goldene Halsketten, Ohrgehänge, Knöpfe, Nadeln usw., im ganzen 8700 Stück aus Gold, endlich einen großen, goldenen Becher, eine goldene Flasche und noch manches andere.

Die Türken, die die eigentlichen Besitzer dieser in ihrem Boden gefundenen Kostbarkeiten waren, wurden von dem geschickten Kaufmann durch eine Geldsumme abgefunden. Dann verbarg er seinen Fund, und da er in Deutschland zunächst wenig Interesse fand, von den Fachgelehrten heftig befehdet wurde, dachte er daran, ihn nach England oder Amerika zu stiften oder auch nach Rußland zu verkaufen. Erst Virchow hat Schliemann den großen Entschluß abgerungen, den Schatz und seine andern trojanischen Funde Berlin zu überlassen; er hat den Grollenden wieder nach Deutschland zurückgeführt. Der Briefwechsel der beiden, der die Geschichte dieser Freundschaft enthält, bietet ein kulturhistorisches Schauspiel eigner Art und zeigt, wie diese beiden gleich ergrauten, gleich berühmten und doch so unendlich verschiedenen Männer nach einem so ungleichen Leben einander trafen. „Nichts spricht mehr für Virchows überlegene Natur", schreibt Ludwig, „als daß sich der nervöse Schliemann, der jeden Einwurf mit Leidenschaft zu widerlegen eilte, hier und nur hier Wahrheiten sagen ließ und immer wieder um Rat und Kritik des neuen Freundes warb." Virchow wurde der Berater Schliemanns in allen wissenschaftlichen Fragen, zugleich sein Hausarzt; er reiste zu ihm nach Troja, um seinen Grabungen beizuwohnen. Sofort suchte er ihn mit Deutschland zu versöhnen. „Es hat ja etwas Schmerzliches an sich", so schreibt er im Januar 1879, „daß Sie in einem gewiß nicht ganz unbegründeten Gefühl Ihrem Vaterland innerlich etwas abgewendet worden sind und daß wir infolgedessen froh sein müssen, wenn Sie einige Brosamen für uns abfallen lassen. Sie dürfen aber nicht vergessen, daß die öffentliche Meinung sich durchaus auf Ihrer Seite gehalten hat, trotz aller Schwierigkeiten, welche die klassischen Sachverständigen Ihnen gemacht haben." Und dann kam es zu jener ergreifenden Szene auf homerischem Boden, bei der Virchow durch eine romantische Erinnerung an die Heimat Schliemann zu seinem Vaterland zurückzuführen wußte. Er hat selbst erzählt, wie er bei einem Ausflug ins Idagebirge einen blühenden Schlehdorn pflückte und seinem Begleiter mit den Worten reichte: „Das ist ein Strauß aus Ankershagen." Die Erinnerung an den geliebten Heimatsort brach das Eis. „Noch an demselben Tage bei einer Rast warf er die Frage auf, ob es nicht am richtigsten sei, seine Sammlung von London, wo sie ausgestellt war, nach Berlin zu bringen, und dann kam eins zum andern und das Ende war, daß Schliemann seine Sammlung einpackte und nach Berlin überführte." Freilich waren vorher noch manche Schwierigkeiten zu überwinden. Virchow verhandelte mit dem Direktor der Museen und sogar mit Bismarck, seinem politischen Gegner, der für die Idee sofort „Feuer und Flamme" war. Auch der Erbprinz von Meiningen legte sich ins Mittel, und schließlich korrigierte Virchow Weihnachten 1880 die Eingabe Schliemanns, worin die Sammlung „dem deutschen Volke zu ewigem Besitz und ungetrennter Aufbewahrung gegeben wurde". „Ich übersende die Sammlung, in Kisten verpackt, spesen- und assekuranzfrei", fügte Schliemann kaufmännisch hinzu. Ein Handschreiben des Kaisers, das im „Reichsanzeiger" veröffentlicht wurde, schmeichelte der Eitelkeit des Spenders, ebenso die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Berlin, das vorher nur Bismarck und Moltke besaßen. „Nachdem die Wolken von Gold und Ehre wieder einmal an ihm vorübergezogen waren", so schließt der Bericht über diese denkwürdige Episode seines Lebens, „stand Schliemann, der Unermüdliche, in Hemdsärmeln zwischen seinen Kisten im Berliner Museum, packte tagelang selber jedes Stück aus, hob mit liebevollen Händen jeden Tonkrug heraus, am Ende auch das Gold, ordnete und katalogisierte, stellte und legte die ihm heiligen Stücke auf, bis alles fertig war und die Stadt Berlin in einem rauschenden Feste Heinrich Schliemann als Ehrenbürger auf den Schild erhob. Es war der 7. Juli 81."

Der Fahrer vom Autobus 221.

Von **Karl Nils Nicolaus.**

Die Dörfer dröhnten, wenn Ernst Luding den Autobus Nr. 221 durch den Abend steuerte. Den Nebel, der von den Wiesen und Feldern auf die Straßen kroch, zerriß er mit dem grellen Strahl seiner Scheinwerfer. Die Stille der Nacht zerfiel jäh, wenn Luding Kurs nahm auf ein Dorf. Immer fuhr er, als gelte es ganze Ortschaften umzupflügen.

Am Abend, da vergaß Luding, daß er nichts weiter war als ein Omnibusfahrer, der für wenig Lohn viele andere Menschen aus der großen Stadt in ihre Dörfer bringt und umgekehrt. Am Abend, da berauschte sich Luding an der Vorstellung, daß er mit seinem Gefährt das Stärkste darstellte, das unterwegs war. Er hatte Gewalt über den Nebel, den er mit den Scheinwerfern bezwang; er hatte Gewalt über das Leben der Menschen, die hinter ihm in dem Gefährt saßen; er war der Herr der Landstraßen. Und er fuhr danach. Die jungen Leute, die aus der Stadt heimwollten, liebten ihn. Weil es schnell ging und weil einem der Atem stockte, wenn er steuerte. Aber die Alten beschwerten sich oft über die Tollkühnheit des Fahrers. Und die Gendarmen in den Dörfern beobachteten ihn scharf.

Ein paarmal war er schon verwarnt worden. Luding nahm sich jedesmal vor, vernünftiger zu fahren, aber wenn er dann das Ungeheuer durch die Nacht steuerte, erwachte seine alte Wildheit und er tobte abermals los wie der Teufel.

Eins wurde ihm bei seiner Behörde hoch angerechnet: daß er nie Motorpannen hatte. Als ihn ein Abteilungsleiter mal fragte: „Wie machen Sie das eigentlich, Luding, daß Sie Ihren Motor stets so tadellos instand haben?" antwortete er mit einem Achselzucken: „Das ist eben so, Herr!" Denn Luding liebte den Motor, der in dem Ungeheuer hing, mit dem er über die Hügel brauste und in die Dörfer einbrach.

Wenn der große Omnibus unter den Stößen des Motors zitterte wie ein riesiges Raubtier vor dem Sprung, und wenn dann Luding die Hände an den Hebeln hielt, um den Sprung auszulösen und zu steuern, dann begriff er seine ganze Macht. Dann fiel in ihm stets das Bewußtsein zusammen, daß er nichts weiter als ein kleiner Angestellter war. Dann wußte er: an mir hängt die Verantwortung, an mir hängt alles, ich bestimme über das Leben der vielen Menschen, die hinter mir sitzen. Und wenn er die Leute dann einsteigen sah mit den schlaffen Gesichtern vom Herumhetzen in der großen Stadt, dann hätte er sie trösten mögen: „Ja doch, ich bringe euch alle ganz schnell nach Hause!" Wenn die Fahrt dann begann, war ihm, als wäre der Segen der Leute um so mehr bei ihm, je schneller er fuhr.

Und dann kam der Rausch hinzu. Die anderen Autos drückten sich ängstlich an die Ränder der Straße, wenn er vorüberfuhr. Dann fühlte er den Takt des Motors wie den Gang seines eigenen Herzens. Dann griff er mit den Scheinwerfern durch die Nacht, und der Sucher beleckte die Kirchtürme und die Giebel der Häuser. Dann fuhr er um die Wette mit dem Gebell der Hunde, das vor ihm her durch das Land lief. Dann fühlte er: wir können mit diesen Motoren die Dörfer und die Städte umpflügen, wenn wir wollen. Wir können mit ihnen eine ganze Welt neu gestalten. Wir sind die Pflüger ohne Grenzen und ohne Angst. Das war die Stunde, wo Luding nichts auf der Welt so liebte wie den Motor und die Geschwindigkeit, die er vollbringt. Und wenn er dann spät in der Nacht den Autobus in die Garage fuhr, frei-

Heilte er die Maschine. Stundenlang schraubte er an dem Motor herum. Denn er liebte ihn wirklich und sein Gang war ihm wie eine Notwendigkeit des eigenen Herzens.

Eines Abends, als der Autobus am Hauptbahnhof der Riesenstadt hielt und Luding schon am Steuer saß und auf die Abfahrt wartete, trat ein junger Mann vor den Kühler und blickte in das matte Stadtlicht, das Luding eingeschaltet hatte. Dann sah der Fremde zu Luding empor. Es war Angst in dem Blick und jene Heimatlosigkeit, die Hilfe fordert. Ganz müde war das Gesicht. Luding stand von seinem Sitz auf und stieg aus.

„Was ist?" — fragte er den Fremden. „Nichts" — sagte der andere, „aber ich bin vom Dorf und habe seit einem Jahr kein Land mehr gesehen, weil ich hier festsitze in der Stadt und kein Geld habe, um hinauszufahren." Der junge Mann machte eine Bewegung, in der Trauer war. „Steig ein" — sagte Luding zu ihm. Er nahm ihm kein Geld ab und gab ihm keinen Fahrschein.

Sie fuhren los. Als sie die ersten einsamen Dörfer passierten, weinte der Fremde. Luding fuhr noch schneller, als könne er damit den Jungen trösten. „Es ist nur, weil man in der Stadt so ganz verlassen ist" — sagte der andere einmal. Sonst sprachen sie kein Wort.

Als sie am Endpunkt der Tour wendeten, um leer zurückzufahren, trat der junge Mann abseits ins Feld. Als er wiederkam, hatte er Erde in beiden Händen. Auf der Rückfahrt in die Stadt gab Luding dauernd Vollgas. „Wissen Sie, wie gut die Dörfer sind?" — fragte der Fremde. Luding schüttelte den Kopf. „Wir dürfen nicht finden, was gut ist oder war", sagte er, „sondern was gut sein wird. Und wenn Sie wieder mitfahren wollen, dann kommen Sie zu mir. Der Motor wird es auch Ihnen beibringen."

An diesem Abend wurde Luding bei der Rückkehr kontrolliert. Man fand den Fremden, der keinerlei Fahrkarte hatte. Luding wurde gekündigt. Er versuchte nicht, sich zu verteidigen.

Die letzten vierzehn Tage lang, die er noch fahren durfte, war er ruhig und ohne Nervosität. Seine Maschine pflegte er noch besser als je. Den letzten Abend, den er Dienst hatte, fuhr er auffallend langsam aus der Stadt. Als er alle Menschen abgesetzt hatte, wendete er. Der Bürgermeister der kleinen, fernen Ortschaft bat ihn, einen Brief mitzunehmen und ihn in der Stadt noch einzuwerfen, aber Luding lehnte ab. „Ich kann nicht", sagte er, und es war ein Ton in seiner Stimme, der den Bürgermeister veranlaßte, die Bitte nicht zu wiederholen.

Dann begann die Rückfahrt. Das Getriebe krächzte, weil Luding so hart fuhr.

Die Nacht war klar. Der Mond hing über den Dörfern und die Straßen dröhnten dunkel und die Häuser klirrten, als Luding vorüberfuhr. Wieder fühlte er die ganze Stärke des großen Motors. Wieder saß in ihm der Rausch der Geschwindigkeit. „Ohne dies werde ich nie sein können" — dachte er — „denn ohne dies kann man die Erde nicht mehr umpflügen, ohne dies kann man sich nicht mehr üben in der großen Gewalt, die der Mensch hat über die Dinge".

Luding fuhr wilder als je. In den Kurven schwankte der Autobus, als wollte er umstürzen. Luding merkte es nicht. „Morgen ist alles vorbei" — dachte er — morgen bist du arbeitslos wie Millionen andere — morgen bist du der großen Stadt hoffnungslos verfallen, morgen bist du ohne den besten Freund: den Motor."

Luding sah den Nebel, der über der Straße hing. Er zerriß ihn. Der Mond tanzte vor seiner Fahrt. „Jetzt gibt es keine Kurve mehr" — sagte Luding — „jetzt gilt nur der gerade Weg." Er hing sich über das Steuerrad. Er sah die Straße nicht an. Auf einmal wirbelte eine Baumkrone durch sein Blickfeld. Ein grelles Splittern sog ihn an. Der Mond stürzte auf ihn zu. Luding fühlte, wie er aus dem Sitz flog und dumpf aufschlug. Einen Augenblick lang sah er Sterne. Dann zuckte ein fahler Lichtschein über den Himmel. Und die Sterne verlöschten. Er fühlte einen brennenden Schmerz im Gehirn. Wenige Sekunden später war er tot.

Der Autobus war die Böschung hinabgestürzt. Er überschlug sich. Der Tank explodierte und das Benzin fing Feuer an dem heißen Motor. Am Rande der großen Felder querab von der hochgelegenen Straße verbrannte der Autobus 221. Es sah aus, als brenne der schwarze Acker. Luding hatte die Explosion noch gesehen, bevor er starb.

Einige Tage danach suchte ein junger Mann den alten Omnibus am Hauptbahnhof der großen Stadt. Er fand einen neuen Wagen vor und einen neuen Fahrer. „Wo ist der alte?" — fragte er. „Tot" — sagte der Schoffför und erzählte ihm, was die Menschen wußten von Lubings Ende.

„Heute muß alles mit dem Leben bezahlt werden" — sagte der Fremde langsam — „jedes kleine bißchen Güte, jedes kleine bißchen Angst!"

Und er stand am Rande der Straße und sah dem neuen Autobus nach, als dieser mit keuchendem Motor über den Asphalt brummte, in dem die Lichter des Abends verzerrt sich spiegelten. „Niemand darf denken" — sagte er leise —, „was schön war oder was schön ist; sondern nur das gilt, was sein wird."

Danach ging er quer durch die große Stadt und wurde nicht müde, und als er ganz allein war, weinte er über den Tod Ernst Lubings wie über das Sterben eines guten Kameraden.

Der Buddha-Zahn im Wihara-Tempel.

Das größte buddhistische Fest. — Die Dalada-Prozession.

Von **M. L. English.**

Unter den buddhistischen Reliquien stehen die Zähne des Buddha an erster Stelle. Das gilt in besonderem Maße von den vier Augenzähnen des Religionsstifters. Die ersten beiden haben keine Geschichte, von dem dritten wird wenig berichtet, dagegen hat der vierte wechselreiche Schicksale gehabt. Eine ganze Chronik, die „Dala davanca", ist ihm gewidmet und alljährlich findet in der Mitte des dritten Monats zu Ehren des Zahnes eine große Prozession statt, an der Laien und Geistliche teilnehmen.

Von alters her strömen dann aus dem ganzen Reich die Buddhajünger zum größten buddhistischen Fest, dem Perahera-fest, nach dem Wiharatempel, dessen weiße Mauern weit über den See von Kandi, der Hauptstadt Ceylons, leuchten, um den Umzug des heiligen Dalada, des Buddha-Zahnes, zu sehen.

Die berühmte buddhistische Reliquie ist ein Stück gelbliches Elfenbein, etwas gebogen, zehn Zentimeter lang und unten fünf Zentimeter im Querschnitt. Sie wird in einer kleinen Kapelle des Wiharatempels aufbewahrt. Die Wände dieser Kapelle sind ganz mit goldenen Stoffen bekleidet. Auf einem silbernen Tisch stehen sechs ineinanderstehende Kästen in Lotosblumenform, von denen der äußerste mehr als fünf Fuß hoch und mit Gold und Juwelen prächtig verziert ist. Bei der Peraherapro-zession wird das Kleinod mit ungeheurem Pomp und rauschender Musik unter einem Baldachin auf dem Rücken eines riesigen Elefanten herumgetragen, der nicht einmal den üblichen Lenker tragen darf, sondern von Kornaks auf nebenhertrottenden kleineren Elefanten bewacht und geleitet wird. Das Getümmel der festlich gekleideten Menge wird durch Tausende von Leuchtfeuern aus brennenden Kokosnußkernen erhellt, und betäubend dröhnt das Spiel der Musikanten und der mit Flitterputz geschmückten Tänzer, die im Rhythmus der immer rasender werdenden Musik kurze harte Holzstücke aneinanderschlagen. Frosch- und Dämonenmasken, in tollen Tänzen und Kampfspielen von jungen Priestern vorgeführt, begeistern das unverwöhnte Publikum bis zur Raserei.

Ein großer Platz, auf dem Zelte und Schaubuden aufgestellt sind, sorgt für die Belustigung der Gläubigen. Mißgeburten, Zwerge und Riesen werden bewundert, Lichter, Blumen, Früchte, bunte Bänder, Räucherkerzchen, Blattgold und Kinderspielzeug wird feilgeboten, und hinter den Zelten duften die von Chinesen bewirtschafteten Garküchen nach den streng riechenden singhalesischen Leibspeisen. Kuk-Swe ist ein Ragout von Makkaroni und Schweinefleisch mit spanischem Pfeffer und massenhaftem Zwiebelzusatz, Ngapi aber ein für europäische Geruchs- und Geschmacksnerven unerträgliche Paste aus halbverfaultem Fisch... Nachts werden von Bankhaltern auf der Erde überall Tücher mit sechs oder sechsunddreißig durch Tierfiguren gekennzeichneten Feldern ausgebreitet. Das einförmige Geklapper der Blechbüchsen, aus denen die mit den entsprechenden Tierbildern bemalten sechsseitigen länglichen Würfel rollen, gehört zu jenen eigenartigen Geräuschen, die der, der je in Asien, war, nie wieder vergißt.

Die auffallendsten Figuren des Festplatzes sind die Wahrsager. Mit schallender Stimme verkünden diese großen und gerissenen Menschenkenner aus den von ihren Kunden auf Palmblätter gekritzelten Zeichen alle möglichen Glücksfälle. Bei den abergläubischen Eingeborenen kann jeder derartige Humbug mit weit dankbarerem Publikum rechnen als etwa die auch vorhandenen Kino- und Grammophonbesitzer.

Ist das Fest, das acht Tage währt, vorüber, wird der Zahn, der solange unter einem Baldachin, von einer Ehrengarde von Priestern bewacht, im Freien stand, in feierlicher Prozession in den Tempel zurückgebracht.

Kein Gläubiger wagt an der Echtheit des Zahnes, der bedeutendsten buddhistischen Reliquie zu zweifeln. Forscher dagegen behaupten, daß der ursprüngliche Zahn von den Portugiesen nach Goa verschleppt und dort auf Befehl der Inquisitoren pulvrisiert wurde, weil die Portugiesen versuchten, ihn gegen Zahlung eines ungeheuren Lösegeldes den Singhalesen zurückzugeben. Der jetzige Zahn soll auf wunderbare Weise im Tempel erschienen sein und gilt für echt, obwohl ein zehn Zentimeter langer Zahn kaum aus einem menschlichen Gebiß stammen dürfte.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.